

Privates und politisches Schweigen macht der slowenische Autor **Goran Vojnović** in seinem dritten Buch zum Thema: „Unter dem Feigenbaum“ – ein kraftvoll erzählter Familienroman, der ohne Balkan-Klischees auskommt.

Von **Karl-Markus Gauß**

## Endlose Schleife Flucht

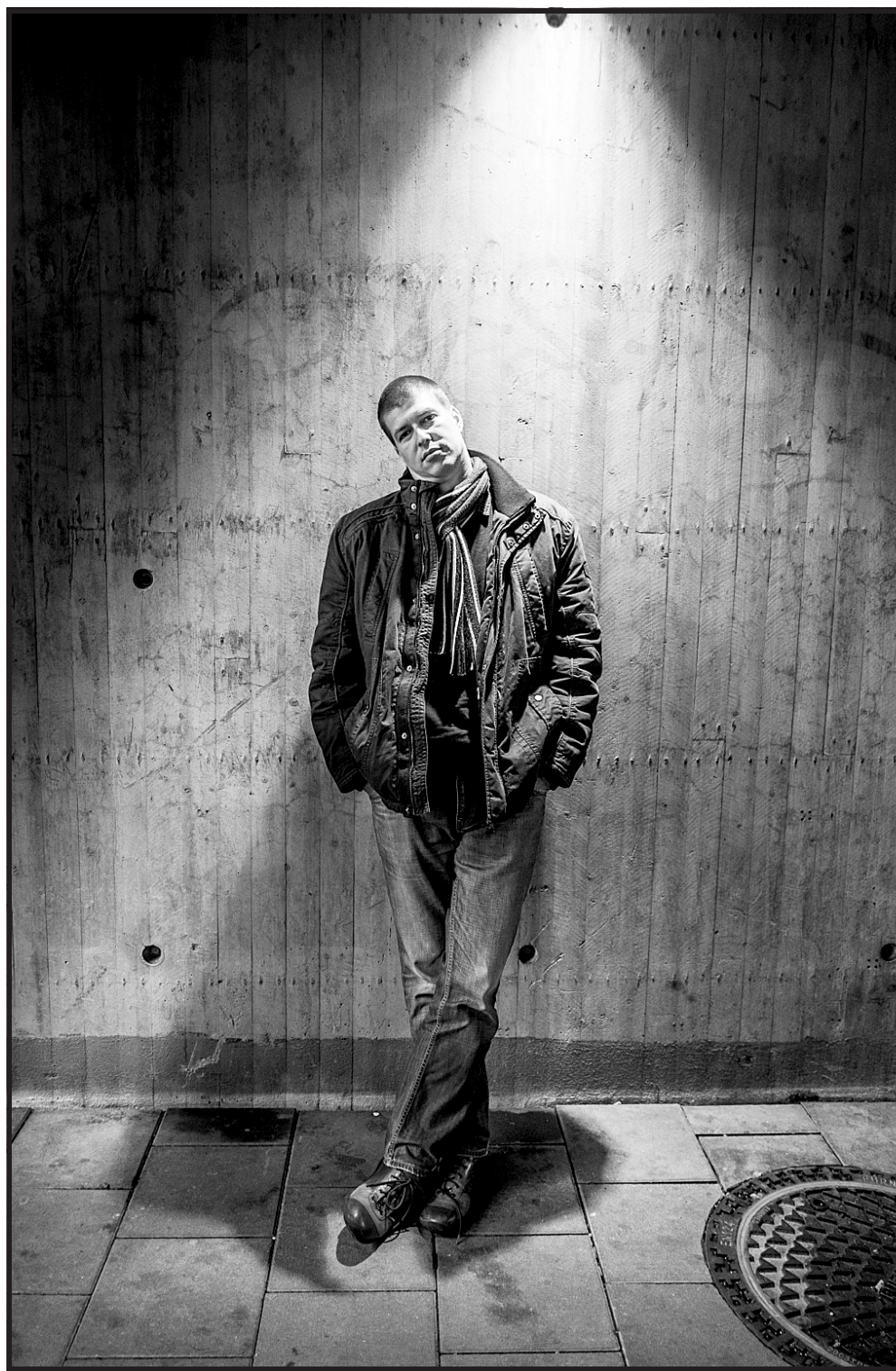
**A**n schwadronierenden Machos besteht in den Romanen und Filmen, die in den letzten Jahren aus „Ex-Jugoslawien“ zu uns gekommen sind, kein Mangel. Das Wort selbst, das sich im politischen Sprachgebrauch durchgesetzt hat, ist ein gedankenlos geprägtes Unding. Wer käme auf die Idee, von der Ex-österreichisch-ungarischen Monarchie oder der Ex-Weimarer Republik zu sprechen? Hat es Jugoslawien nicht gegeben, weil es in den Neunzigerjahren so blutig zerfallen ist?

Und muss die Literatur, die wir über den Balkan lesen möchten, immer das Klischee feiern und uns Menschen jenes imaginären Ex-Staates präsentieren, die dauernd überschäumend lebensfroh oder tief verzweifelt und in der Liebe wie im Hass gleichermaßen leidenschaftlich sind?

Goran Vojnović hält es in seinem dritten Roman, „Unter dem Feigenbaum“, anders. Sein Thema ist das Schweigen innerhalb einer Familie, deren Wurzeln weit in jenes Jugoslawien hinaus- und zurückreichen, das im Werk des 1980 geborenen Autors noch ganz präsent und keineswegs in ein mysteriöses Ex abgedankt ist. Mit großer Intensität untersucht Vojnović das gleichsam private Schweigen über politische Dinge, haben die Geheimnisse, die die Menschen vor einander und vor sich selber hüten, doch mit den politischen Geheimnissen zu tun, über die sie sich aus Scham, Schuldgefühl, falscher Rücksichtnahme ausschweigen.

Vojnović ist in Slowenien aufgewachsen und lebt in Ljubljana, aber er hat Vorfahren, die aus anderen Teilrepubliken Jugoslawiens stammen. In seinem weitgespannten, autobiografisch fundierten Roman stellt er drei Generationen einer Familie vor – berücksichtigt man die angedeutete Vor- und Nachgeschichte, sind es sogar fünf –, und im Abstand von rund dreißig Jahren wiederholt sich dabei dieselbe Geschichte: Jemand bricht aus, verlässt die Seinen, ohne dass er mit ihnen das Gespräch über sich, sein Unglück, seine Ziele gesucht hätte. Und das Schweigen über das, worüber zu reden gewesen wäre, wird von einer Generation auf die nächste vererbt.

Da ist Aleksandar, der Großvater des Ich-Erzählers, er kommt als Serbe 1955 nach Istrien, wo er im kroatischen Städtchen Buje die Forstverwaltung leiten soll; aber die ihm von der Kommunistischen Partei zugewiesene Wohnung möchte er nicht beziehen, weil aus ihr gerade erst ihre italienischen Besitzer verjagt worden sind. So siedelt er sich in einem nahe gelegenen Weiler an, unmittelbar an der damals politisch unbe-



Keine Machos im Werk: Goran Vojnović.

[Foto: Magnus Hjalmarson Neideman/TT News Agency/Picturedesk]

deutenden Binnengrenze zu Slowenien. Dort richtet er ein Haus in einem Obstgarten mit mächtigem Feigenbaum her, in dem er mit seiner Frau Jana wohnen und in dem er 57 Jahre später sterben wird. Aleksandar „war so viel Kommunist, wie er Serbe war“, das eine nämlich eher pflichtgemäß, das andere frei von nationalistischer Verblendung.

Irgendwann ist er weg, in offiziellem Auftrag hat er sich nach Ägypten, ein Bruderland in der Bewegung der Blockfreien, versetzen lassen. Seine Frau, seine Töchter, niemand weiß, warum er alles stehen und liegen ließ, und auch wir können nur mutmaßen, ob die Ehe nicht glücklich, der Alltag lähmend oder ein Gefühl der Heimatlosigkeit in ihm erwacht war. Eines Tages ist er wieder da und nimmt, als wäre er nur gerade am Vormittag in die Firma gegangen und am Abend heimgekehrt, das alte Leben wieder auf. Seine Frau wird ihm keine Fragen stellen, die er ohnedies nicht beantworten würde, und die beiden Töchter werden ihr Leben lang rätseln, warum der Vater sie verlassen hat und dann zurückkehrt ist.

### Glück bis zum Februar 1992

Die pfliffigere der Töchter heiratet einen verwegenen und witzigen Bosnier, der nach seinem Studium in Ljubljana eine Anstellung fand. Sie ist Jugoslawin mit slowenischer, er Jugoslawe mit bosnischer Staatszugehörigkeit. Solche Ehen waren nichts Ungewöhnliches. Ihr Glück scheint ungetrübt, bis zu jenem Februar 1992, da das Innenministerium der nunmehr souveränen Republik Sloweniens einen Erlass veröffentlicht, der 25.671 Personen, von denen viele ihr ganzes Berufsleben hier verbracht und Familien gegründet haben, aus dem Register der Bewohner Sloweniens löscht und zu Staatenlosen macht. An diesem Tag verschwindet Safet Dizdar, er verlässt, bürokratisch ausgelöscht, die Familie, ohne mit ihr gesprochen zu haben, kehrt nach Bosnien zurück und zieht mit den bosnischen Truppen in den Krieg.

Nach Jahren macht ihn sein heranwachsender Sohn Jadran, der Ich-Erzähler des Romans, in Bosnien ausfindig. Er trifft nicht den stattlichen, gut aussehenden Mann von früher, sondern einen Mann, „vernachlässigt, abgewirtschaftet, ausgelagert, fertig“. In jener

Zeit lernt Jadran seine spätere Frau kennen, die aus einer der besten Familien Ljubljanas stammt. Als er von den künftigen Schwiegereltern eingeladen wird, verspürt er, der wie sein bosnischer Vater heißt, „zum ersten Mal Angst vor Safets nichtslowenischem Namen. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass sein Name alles verderben würde.“

Auch Anja, Jadrans Frau, wird eines Tages aus der Ehe ausbrechen und ihren Mann ratlos zurücklassen, wie sie ihm, als sie zu ihm und dem gemeinsamen Sohn zurückkehrt, auch nicht zu sagen vermag, woran sie in ihrer Ehe leidet und wonach sie sich sehnt. Vojnović legt in vielerlei Geschichten dar, wie die privaten Verletzungen untergründig mit den gesellschaftlichen Umwälzungen zu tun haben; er zeigt aber umgekehrt auch, dass es verführerisch ist, seine Schwächen und Fehler mit den politischen Verhängnissen zu erklären und zu entschuldigen.

Der Roman hat einen Zug ins Unübersichtliche, in so viele Nebenhandlungen verästelt er sich, so viele Nebenfiguren bietet er auf. Er ist aus der Perspektive von Jadran, dem Enkel eines in Kroatien lebenden serbischen Großvaters und Sohn eines in Slowenien lebenden bosnischen Vaters, geschrieben, liest sich aber in vielen Passagen, als würde er von einer allwissenden Instanz erzählt werden. Das mutet wie ein erzähltechnischer Fehler an, findet jedoch im vorletzten Kapitel seine halbwegs plausible Erklärung.

Zu rühmen ist an dem von Klaus Detlef Olof famos übersetzten Roman die erzählerische Kraft des Autors, im konkreten Einzelbild Metaphern für allgemeine Entwicklungen zu schaffen. In einer glänzend erzählten Passage kehrt Safet Dizdar aus Ljubljana in das Dorf seiner Kindheit zurück. Wie er es mit seinen Gefährten früher immer getan hat, besorgt er sich den Reifen eines Traktors, setzt sich auf diesen und lässt sich auf dem Fluss Una heimwärts treiben. So schaukelt er auf den Wellen seiner Kindheit entgegen – bis ihm auffällt, dass zu Seiten des Flusses Schüsse zu hören sind, die diese Welt für immer zerstören werden. Er hat angefangen, der „Krieg, den sich alle verdient hatten“.

## Die eine und die andere Art

Andrea Reiter: Erinnerung oder die Suche nach jüdischer Identität in Österreich.

Von **Antonia Barboric**

**U**nd dann kam das Jahr 1986, und nichts war mehr wie all die Jahrzehnte zuvor, in denen es sich die österreichische Gesellschaft so schön gemütlich gemacht hatte auf diesem Sitzpolster, der durch die Moskauer Deklaration ausgegeben, im Staatsvertrag von 1955 verankert worden war, die Bezeichnung „erstes Opfer“ trug – und seitdem gerne verwendet worden war. 1986, vor den österreichischen Präsidentschaftswahlen, wurde dieser Sitzpolster auf einmal ungemütlich – und erschien hernach nicht mehr einladend. Der Kandidat der ÖVP, Kurt Waldheim, wurde plötzlich der Verschleierung seiner ehemaligen Wehrmachtzugehörigkeit bezichtigt – ein Aufschrei ging durch das Land. Das kleine Österreich war also vielleicht doch auf die eine oder andere Weise mit dem Nazi-Regime interessengeleitet verbunden gewesen.

Andrea Reiter, Professorin im Fach German in Modern Languages and Linguistics an der University of Southampton in Großbritannien, widmet sich in ihrer Forschung der Literatur des Holocausts und des Exils sowie österreichischer Nachkriegsliteratur. Bereits 2013 erschien ihre Studie „Contemporary Jewish Writing. Austria After Waldheim“ bei Routledge, die überarbeitet nun auf Deutsch vorliegt.

Im ersten großen Kapitel von dreien widmet sich Reiter der Frage nach Waldheim und den Folgen. Sie stellt fest, dass dem Vergessen Waldheims seitens seiner Gegner umso stärker die Erinnerung entgegengesetzt wurde; außerdem sei vor einem kollektiven Gedächtnisverlust gewarnt worden. Das Aus-den-Augen-Verlieren erscheint als spezifisch österreichische Spezialität – mit einer langen Tradition. Zudem werden die Erinnerungen von Bruno Kreisky, Simon Wiesenthal und Leon Zelman erörtert.

Das zweite Kapitel verhandelt das Heute mit dem Thema „Jüdische Orte“. Diese umfassen nicht nur physische wie das Altwiener Kaffeehaus, den hauptsächlich jüdisch geprägten zweiten Wiener Gemeindebezirk, die Leopoldstadt, oder Wiener-jüdische Printmedien wie „Nu“, sondern auch virtuelle Räume wie MySpace und Facebook. So geht Reiter der Frage nach, wie sich Menschen allgemein Orte zu eigen machen.

### Wie war das mit dem Vergessen?

Im dritten Kapitel werden „Simulationsräume“ vorgestellt. Reiter beschreibt, auf welche Weise sich jüdische Identität in Texten offenbart: in Zusammenhang mit der Familie, Israel, dem Exil und sogar mit dem Surrealismus.

Analysiert werden innerhalb der drei Kapitel etwa Doron Rabinovics Roman „Ohnehin“, Ruth Beckermanns Dokumentarfilm „Homemad(e)“, Robert Menasses Facebook-Seite und Robert Schindels Homepage, Anna Mitgutschs „Familienfest“, Vladimir Vertilbs „Zwischenstationen“ und Julia Rabinowichs „Spaltkopf“. Reiter macht sich auf die Suche nach jüdischen Spuren der einen oder anderen oder ganz anderen Art, und so lassen sich diese allesamt unterschiedlichen Texte, Online-Publikationen oder Filme doch auf ganz spezielle Weise zusammenführen.

In einer Zeit, die rechte Politik sehr mittig erscheinen lässt, liegt ein Rückblick auf das Jahr 1986, an das Ruth Beckermann mit ihrem Film „Waldheims Walzer“ ebenso gerade erinnert, nahe – wie war das mit dem Vergessen? Dass der Großteil der jüdischen Kunstschaffenden aus Reiters Werk in der österreichischen Kulturlandschaft bereits fest verankert ist, ist indes positiv zu vermerken.

**Andrea Reiter**  
Jüdische Literatur in Österreich nach Waldheim  
300 S., broch., € 32 (New Academic Press, Wien)

**Goran Vojnović**  
Unter dem Feigenbaum  
Roman. Aus dem Slowenischen von Klaus Detlef Olof. 334 S., geb., € 25 (Folio Verlag, Wien)